Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 26. Bromberg, den 24. Februar 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von Hans Schulze.

(9. Fortsetzung.)

Als Walter eine Stunde darauf zum Herrenhause herüberkam, leuchtete ihm auf der Terrasse bereits der weißgedeckte Frühstückstisch entgegen, und ein lieblicher Kaffeeduft zog geheimnisvoll durch die grünen Glyzinienhänge bis auf die rundbauchige Geländertreppe hinaus.

Doch weder die frischen Eier noch der zartgeäderte Querschnitt des vorzüglichen Landschinkens vermochten ihm heute ein tieferes Interesse abzugewinnen.

Er hatte am Abend zuvor noch dem Hegemeister Schwarzer einen längeren Besuch abgestattet und mit ihm für die sechste Morgenstunde eine Fahrt nach der Abteiinsel verabredet.

Der Fund der Brieftasche in Verbindung mit der Entdeckung des alten Forstmanns beschäftigte seine Phantasie dauernd in so hohem Maße, daß er Fräulein Sperling mehrfach ganz geistesabwesende Anworten gab und zu ihrem stillen Kummer das für dies morgendliche Beisammensein eigens aus dem Weck geopferte kalte Rebhuhn in Gelee fast unberührt vorübergehen ließ.

Als dann die alte Botenfrau Lene zu ihrem gewohnten Frührapport die Terrassentreppe heraufhumpelte, hielt er den Augenblick zum Rückzug für gekommen.

Er schob dem verhutzelten Mütterchen, das angesichts der reichbesetzten Frühstückstafel mit dem zahnlosen Greisenmunde unaufhörlich leise vor sich hinschmatzte, heimlich ein Schinkenbrot in die Botentasche und empfahl sich bei der Dame des Hauses mit einem respektvollen Handkuß. — —

Unten am Badeplatz des Gutsparkes wartete der Hegemeister schon.

Wie ein Recke der Vorzeit ragte seine Riesengestalt in die gärenden Regennebel, die seine grobe Flauschjacke und die weiße Stachelbürste seines mächtigen Schnauzbartes mit tausend feinen Tauperlen gesprenkelt hatten.

„Sie haben sich da einen schönen Tag für unsere Kahnpartie ausgesucht!“ begrüßte er Walter mit einem kräftigen Händedruck. „Na, nichts für ungut! Dafür werden wir auf der Abtei um so ungestörter sein!“ — —

Zwei Minuten später saßen sie bereits im Boot und trieben in das wogende Dunstmeer des Sees hinein.

Der Hegemeister hatte einen stocktauben, alten Waldarbeiter als Ruderknecht mitgenommen, der auf den Neudietersdorfer Gewässern groß geworden war und mit nachtwandlerischer Sicherheit auf die unsichtbare Insel zuhielt.

Walter hatte sich eine Zigarre angezündet und lauschte auf den einförmigen Takt der Ruderschläge, der die große Stille in gleichmäßige Pausen teilte.

Das seltsame Versteck der Tasche hatte auf einmal wieder die einst viel erörterte Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit einem Wilderer in den Vordergrund gerückt; denn ein berüchtigter Wilddieb, der vordem längere Zeit ein abenteuerliches Robinsonleben auf der Abtei geführt hatte, war erst vor kurzem wieder in der Neudietersdorfer Gegend aufgetaucht.

Infolgedessen hatte Herr Schwarzer vor allen weiteren Schritten zunächst eine genaue Untersuchung der Fundstätte angeregt, und auch Walter war mit seinem Vorschlage sofort einverstanden gewesen, obwohl ihm im Innersten seines Herzens eine so prosaische Lösung des Rätsels eigentlich widerstrebte. — —

Jetzt knirschte der Bootskiel auf dem Sand der Landungsstelle.

Der Hegemeister sprang heraus und schlang die Kette um eine Erlenwurzel.

Allerlei aufgescheuchtes Getier schwirrte und flatterte in den Rohrbuchten auf; eine wilde Ente patschte aus dem weißen Nichts auf die leise quirlenden Fluten hinaus.

Ringsum wogten und wallten wassergetränkte Dünste, jede Aussicht im Innern des kleinen Eilandes sperrend; desto deutlicher fühlte man in ihrem feuchten Atem die Nähe einer geheimnisvollen Sumpflandschaft.

Erst hinter der Heckenwand des verwilderten Unterholzes weitete sich allmählich der Blick.

Die wettergefurchte Stirn eines alten Turmes tauchte in der grauriefelnden Öde auf; in der nächsten Minute standen die beiden Wanderer am Fuße der Ruine. — —

„Da haben Sie die vielberühmte Abtei!“ sagte der Förster, aus einem ehrwürdigen Schweinsblasenbeutel seine Pfeife mit frischem Tabak füllend. „Der verstorbene Baron kam an schönen Sommertagen oft hierher. Bei klarem Wetter hat man eine prächtige Aussicht bis zum Schloß Neudietersdorf!“

Walter war auf einen der feuchtglänzenden Trittsteine gestiegen und schaute auf den See hinaus, aus dessen gespenstischen Nebelvorhängen die Rufe unsichtbarer Wasservögel unablässig herüberschallten.

„Es tut mir leid, daß ich mein Skizzenbuch nicht mitgenommen habe!“ meinte er bedauernd. „Die Szenerie hier atmet geradezu den Geist einer schottischen Ballade!“ —

Auf einem Schmugglerpfad zwischen Dorngebüsch und Teufelszwirn, der auf den steinigen Hängen in unbeschreiblicher Fülle wucherte, umschritten sie den verfallenen Bau.

Zuweilen knisterte und wisperte es in den geborstenen Mauern wie das hungrige Nagen der Vergänglichkeit, feiner Kalk rieselte leise, und der Morgenwind spielte in den grünen Efeuranken, die das Gemäuer wie ein Schleier von Jugend und Hoffnung umgaben.

Innen aber war alles voll Moder und Grauen und wüstester Verwahrlosung.

Feuchtes Laub, zu schwammigen Massen zusammengeschimmelt, bedeckte den morschen Ziegelboden, seltsame Algen und Moose sproßten in den klaffenden Spalten, und fette Nachtschnecken hatten allenthalben ihre silberglänzenden Fährten gezogen. — —

„Hier ist schon seit langer Zeit keines Menschen Fuß mehr hergekommen“ meinte der alte Forstmann kopfschüttelnd, als sie aus der Ruine wieder ins Freie traten. „So bliebe uns zum Schluß nur noch eine Untersuchung der Kapelle!“

Damit drängte er ein paar mannshohe Königskerzen beiseite, die gleich riesenhaften Trauerleuchtern den Kapelleneingang umstanden, und klinkte die wacklige Tür auf.

Eine dumpfe Grabesluft schlug ihnen aus dem kleinen Raum entgegen; es war so dunkel, daß Walter seine elektrische Lampe aus der Tasche nahm und ihre Blitze in alle Winkel huschen ließ.

Dann kniete er auf dem Fußboden nieder und untersuchte ihn lange und sorgfältig.

Doch nirgends war etwas Verdächtiges zu entdecken.

Schon wollte er enttäuscht seine Nachforschungen wieder einstellen, da blinkte es in dem scharfen elektrischen Lichtkegel aus einer Ritze auf einmal metallisch auf.

Im nächsten Augenblick stand er wieder aufrecht auf den Füßen und hielt das Goldmundstück eines Zigarettenrestes in der Hand.

„Heureka!" sagte er triumphierend, als sich die Kapellentür mit einem quietschenden Hexengelächter wieder hinter ihm geschlossen hatte. „Der Ring beginnt sich zu erweitern!"

Der Förster sah aufmerksam auf das winzige Fundstück.

„Ich verstehe nicht viel von diesen neumodischen Dingern!" sagte er mit etwas zweifelnder Miene. „Aber ich glaube nicht, daß Sie eine große Freude daran erleben werden!"

Walter lächelte.

„Sagen Sie das nicht, Herr Hegemeister! Gerade über derartige Kleinigkeiten sind schon die gewiegtesten Verbrecher gestolpert. Diese Zigarette hier ist aus einem sehr guten ägyptischen Tabak hergestellt. Bitte, prüfen Sie das feine Aroma! Zudem ist auch noch ein Stück der Fabrikmarke zu erkennen. Sehen Sie: „Suleiman frères — Caire". Ich glaube nicht, daß ein Neudietersdorfer Wilddieb oder ein ähnlicher Genosse aus den Niederungen der menschlichen Gesellschaft ein so vornehmes Kraut zu rauchen pflegt. Ein solcher scheidet also für die Täterschaft hiermit von vornherein aus. Denn ich bin überzeugt, daß der Mann, der diese Zigarette fortgeworfen hat, hier auch die Brieftasche niedergelegt hat!"

„Falls die jungen Mädchen vorgestern nicht auf der Insel geraucht haben!"

Walter schüttelte den Kopf.

„Die Damen sind in ihren Badeanzügen zur Abtei gekommen, dürften also schwerlich Zigaretten bei sich geführt haben. Auch hat dieser Stummel nach seiner ganzen Beschaffenheit sicherlich schon länger als 48 Stunden in der Kapelle gelegen. Natürlich werde ich aber trotzdem mit meinen beiden Hausgenossinnen noch heute ein hochnotpeinliches Verhör anstellen. Denn unser Fund kann gegebenenfalls zu einem sehr wichtigen Beweismittel werden!"

Ein ganz kleines Stückchen blauer Himmel lugte in diesem Moment wie ein freundliches Auge durch die höherziehenden Regenwolken.

Und jetzt bahnte sich auch ein erster schüchterner Sonnenstrahl einen schwefelgelben Lichtweg durch den milchigen Nebeldunst und schnitt einen leuchtenden Kreis auf der zitternden Wasserfläche aus.

„Es klärt sich auf!" sagte Walter, den Zigarettenrest sorgfältig in seiner Brieftasche verwahrend. „Kommen Sie, Herr Hegemeister! Wir wollen diesen Sonnenblick für eine gute Vorbedeutung nehmen!"

•

— — —

Else Knauff kam durch den laubenüberwölbten Mittelgang des Siebenlinder Wirtschaftsgartens und deckte in der Rivieralaube den Kaffeetisch.

Die Voraussage Walters hatte sich bewahrheitet.

Seit den späten Vormittagsstunden schien die Sonne wieder aus blaßblauem Himmel, und die Luft ging weich und lind, geschwängert von dem Atem des langersehnten Regens. —

Eva, die sich auf ihrem Lieblingsplätzchen unter einem alten Holunderbaum vor der Laube ganz verlesen hatte, blinzelte aus ihrem Liegestuhl schläfrig zu der Schwester auf.

„Hast du geweint?" fragte sie aufmerksam werdend.

„Ach, Unsinn!" war die verlegene Antwort. „Das helle Licht blendet mich nur so!"

Dann aber war es mit Elses Beherrschung vorbei; sie schob das Tablett mit den lautklirrenden Tassen hastig auf den Tisch und brach im nächsten Augenblick in ein bitterliches Schluchzen aus.

Mit einem Sprunge war Eva an ihrer Seite und umhalste sie zärtlich.

„Weine nicht, Elschen! Kein Mann ist es wert, daß man um ihn auch nur eine einzige Träne vergießt!"

Die Schwester wehrte matt ab.

„Es geht schon wieder vorbei! Aber du weißt ja nicht, wie ich diese Frau drüben in Neudietersdorf hasse. Gestern erst hat mir Lore erzählt, wie sie schon wieder mit Dr. Hauffe zu kokettieren versucht, kaum vier Wochen nach dem Tode ihres Mannes. Und jetzt stellt sie auch nach Herrn Ralff ihre Netze aus. Sogar malen soll er die falsche Schlange!" schloß sie, von neuem mit den Tränen kämpfend.

Die Kleine zuckte verächtlich mit den runden Schultern.

„Laß ihn doch!" orakelte dann ihre vierzehnjährige Weisheit. „Vor allem zeige ihm nicht, wie du dich um ihn kränkst. Das ist die Hauptsache. Man kann die Männer nicht schlecht genug behandeln, sagt Lotte Aders immer, dann fressen sie aus der Hand. Und du hast für diesen Herrn sogar noch frischen Napfkuchen gebacken!"

Und sie schnupperte mit ihrem feinen Näschen begehrlich in den weißgepuderten Ring eines stattlichen Kuchens, der, von einer Asparagusranke umschlungen, prächtig auf dem Tische stand.

„Da hast du doch sicher ein Dutzend Eier und ein ganzes Pfund Butter hineingebacken!" bemerkte sie sachverständig. „Ein Glück, daß der Spatz heute mal wieder Migräne hat. Sonst kriegtest du mächtig eins auf den Hut!"

„Dort kommt übrigens endlich auch dein Ungetreuer!" schloß sie, zum Park hinüberdeutend, unter dessen alten Linden in diesem Augenblick ein heller Flanellanzug auftauchte.

„Sie wollen wohl schon wieder mit Gewalt das Wetter verderben?" eröffnete sie dann sofort die Feindseligkeiten, als Walter jetzt in strahlendem Weiß am Kaffeetisch erschien. „Oder haben Sie die Absicht, sich auch für heute nachmittag wieder unsichtbar zu machen? Für uns pflegen Sie sich doch sonst nicht in solche Toilettenunkosten zu stürzen!"

Der Maler lächelte freundlich.

„Sie sind die reinste Gedankenleserin, Fräulein Evchen! Ich wollte allerdings noch einmal zum Schloß. Soeben hat Dr. Hauffe angerufen, daß er selbst nach Siebenlinden kommt. Ich kann mich also vorläufig restlos den Damen widmen!"

„Sehr gütig!" klang es kampflustig zurück. „Von mir aus dürfen Sie ganz nach Neudietersdorf übersiedeln!"

„Sie sind ja heut so kampflustig aufgelegt, kleines Evchen! Womit habe ich mir eigentlich diesen lodernden Zorn zugezogen?"

„Das werden Sie ja selbst am besten wissen!" versetzte Eva kühl und lehnte sich würdevoll in ihren Liegestuhl zurück. „Man wird die Herren künftig etwas kürzer fassen müssen!"

(Fortsetzung folgt.)

Sven Hedin.

Zu seinem 60. Geburtstage am 19. Februar.

Mannhafter ist während des Weltkrieges wohl kein Ausländer als Zeuge der Wahrheit für uns Deutsche eingetreten als Sven Hedin. Sein 1915 erschienenes Buch „Ein Volk in Waffen" ist ein hohes Lied auf den deutschen Idealismus, auf deutsche Tapferkeit, Tatkraft und Menschlichkeit. Vor aller Welt bekannte er, daß er in Deutschland, bei den „Barbaren und Boches", die wissenschaftlichen Grundlagen für seine Forschungen erhalten hat. Mit herzerfrischendem Freimut kämpfte er gegen die internationale Flut der Verleumdungen. Mochten ihm deshalb russische und französische wissenschaftliche Gesellschaften die einst zugeteilten Ehren wieder nehmen: der aufrechte Mann hat keinen Augenblick an die Lügen geglaubt, „aber um der Germanen willen wollte ich die Verleumdung ausrotten und die Wahrheit zur Kenntnis der Allgemeinheit bringen". So haben wir Deutsche wohl allen Grund, dem kühnen Manne zu seinem 60. Geburtstage unsere herzlichsten Glückwünsche zu sagen.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um unseren Lesern einen kurzen Lebensabriß des weltberühmten Forschers zu vermitteln, den wir einem Aufsatz von Dr. Curt Treitschke in der „Deutsch. Tageszt g." entnehmen:

„Zu Stockholm im schlichten bürgerlichen Hause wurde Sven Hedin am 19. Februar 1865 geboren. Frühzeitig interessierte er sich für Geographie und bildete sich als Kartograph aus. Bereits als Zwanzigjähriger unternimmt er von Baku aus, wo er in einer schwedischen Familie als Hauslehrer tätig ist, Reisen nach Persien, Mesopotamien und Kaukasien. Nach zweijährigem Studium in Stockholm und Upsala begibt sich Sven Hedin auf Empfehlung von Nordenskjöld nach Berlin und wird im Winter 1889/90 Schüler des Frhrn. von Richthofen, des besten Kenners zentralasiatischer Geographie. Richthofens Einfluß wurde entscheidend für Hedins Laufbahn. Die Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen durch Richthofen galt dem schwedischen Forscher mehr als alle anderen zahlreichen Ehrungen, die sich später auf diesen Mann der Tat häuften. Bei Übersetzung der Reisewerke des russischen Asienforschers General v. Prschewalsky ins Schwedische fühlt Sven Hedin es wie den Ruf einer inneren Stimme, dessen Werke fortzusetzen, auf neuen Bahnen in die unbekannten Gebiete Innerasiens einzudringen. Das Glück

ist ihm hold. Bereits 1900 nimmt er als Sekretär an der schwedischen Gesandtschaftsreise zum Schah von Persien teil. Er begleitet den Schah in das Sommerlager im Elbrusgebirge und besteigt am 10. Juli 1900 den 5670 Meter hohen Demawend. Auf einer anschließenden Reise über Mesched—Buchara—Samarkand—Taschkent nach Kaschgar knüpft er wertvolle persönliche Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten an, die ihm später nützen sollten. Im Juli 1892 promoviert Sven Hedin in Halle bei Alfred Kirchhoff auf Grund seiner Dissertation über den Demawend.

Die Lehrjahre waren zu Ende. Nun konnten die Wanderjahre beginnen. Auf seinen bisherigen Reisen hatte Sven Hedin schon reiche Sprachkenntnisse gesammelt. Er besitzt ein ganz außergewöhnliches Sprachtalent. Bereits als Zwanzigjähriger eignete er sich im Völkergemisch in Baku praktisch die Kenntnisse der russischen, tatarischen und persischen Sprache an. Rasch lernte er später die zahlreichen Turkdialekte der Bewohner Innerasiens. Deutsch, englisch und französisch spricht Hedin wie seine Muttersprache. Im Verkehr mit den verschiedenartigsten Menschen hat er eine bewundernswerte Anpassungsfähigkeit. Den gekrönten Herrscher wie den einfachsten Mann auf seinen Expeditionen zieht er in seinen Bann. Alle Eigenschaften besitzt Sven Hedin zur Erreichung eines hohen Zieles. Unerhörtes leistete er auf seiner ersten Forschungsreise nach Zentralasien 1894—97. Durch ihre reichen Ergebnisse, durch die Überwindung größter Gefahren wird sie stets eine der größten Forschertaten bleiben. In seinen Werken „Durch Asiens Wüsten“ und „Im Herzen von Asien“ schildert Sven Hedin das Erforschte und Erlebte. In der Wüste Takla-Makan geht die ganze Ausrüstung und ein Teil seiner Leute und Tiere verloren. Hedin selbst verschmachtet vor Durst und der Tod streift ihn. Die Mustag-ata-Gletscher des Pamirplateaus erforscht Hedin und dringt ins nördliche Tibet vor. Unter größten Schwierigkeiten nimmt er mit Theodolit, Kompaß und Uhr eine Strecke von 10 000 Kilometer auf. Die zweite Forschungsreise, 1899—1902 in dieses Gebiet ergänzt die bisherigen Ergebnisse. Auf Richthofens Anregung löst Sven Hedin die Lop-nor-Frage durch den Nachweis von der Veränderung der Lage des Flusses Tarim und des Lop-nor, der demnach ein wandernder See ist. Durch sorgfältige Kartierungen des Tarimlaufes bringt er wertvollste Belege für die Veränderung des Seenbeckens. In der Takla-Makan-Wüste weist er im Wüstensand verschüttete alte Handelsstraßen nach und macht ungeahnte archäologische Entdeckungen zweier Jahrtausende alter buddhistischer Kultusstätten in dieser Wüste. Damit erschloß Hedin der Kunst- und Religionsgeschichte, der Sprachwissenschaft und allgemeinen Kulturgeschichte ein neues Gebiet. Diese zweite Reise nennt Sven Hedin „die anstrengendste, schwerste Reise, die ich je gemacht habe“.

Bei mehr als einer Gelegenheit war ich dem Tode näher als damals 1895 in der Wüste Takla-Makan, wo ich vor Durst verschmachtete. Damals aber in der Wüste dauerte das Leiden nur ein paar Wochen, hier in Tibet aber gehörten Leiden zur Tagesordnung, nachdem die wirklichen Schwierigkeiten einmal angefangen hatten. Ich mache lieber noch zehn Reisen durch die Wüste Takla-Makan, als noch einen Zug durch Tibet.“ — In furchtbaren Schneestürmen übersteigt er den Kwenlun, durchquert die Einöden des nördlichen Tibet, trifft zwei Monate lang keine Menschen, kein lebendes Wesen, 5200 Meter über dem Meere, in jenen schwindelnden Höhen, die über allen Leiden und Freuden der Erde thronen und auf denen nur die große gleichgültige Stille mit dem ewigen Schnee und den ewigen Stürmen die Herrschaft teilt. Vergebens versucht Hedin als mongolischer Pilger verkleidet, in Lhasa einzudringen, in die heilige Stadt des Dalai Lama. Der Gouverneur mit 67 bis an die Zähne bewaffneten Soldaten zwingen Hedin mit seinen zwei Begleitern nahe am Ziel zur Rückkehr: „Einen Schritt weiter — und es kostet Euch den Kopf.“ Und führt dabei die Hand, flach wie eine Klinge, an seinem Halse entlang. Eine tibetanische Eskorte bringt den kühnen Forscher an die Grenze zurück. —

Die dritte Reise 1906—1908 führte ihn in die bis dahin unbekannten Hochregionen des „Transhimalaja“. Hedin, entdeckte die Quellen des Indus und Brahmaputra. Die Schilderungen in seinem Buche „Transhimalaja“ zeugen von seiner hohen künstlerischen Gestaltungskraft und plastischen Schilderungskunst. Hier schreibt ein Mann von tiefem Empfinden und reichem Gemüt mit dem Blicke des Dichters. Hohe und weite Gedanken kommen schlicht und schmucklos daher. Oft klingt es wie Urweltsrauschen durch das klassische Buch. Zu dem glänzenden Darsteller gesellt sich in allen Büchern der virtuose Zeichner und Aquarellist. —

Groß ist die Zahl der populär geschriebenen Bücher, oft Auszüge aus seinen großen Werken. Eindringlich wendet er sich dabei an die Jugend und mahnt sie, rechtzeitig arbeiten und entbehren zu lernen. Wer je einem Vortrag Sven Hedins zugehört hat, wird diese weihevollen Stunden nie vergessen. Der glänzende Redner hält die Zuhörer in atemloser Spannung. Er erzählt fesselnd von seinen Reisen und Abenteuern, die er in unerforschten Landen an seinem immer fröhlichen, verschlagenen Odysseus-Sinn hat vorüberziehen lassen. Die gefahrvollsten Abenteuer schildert er mit großer Bescheidenheit und feinem Humor. In geradezu genialer Weise weiß er all die Menschen, denen er begegnet oder die mit ihm Gefahren teilen, vertraut und lebendig zu machen. —

Noch steht Sven Hedin auf der Höhe seines Schaffens. Seine letzte Reise nach dem Weltkriege „Von Peking nach Moskau“ beweist es. Wer Hedins Leben kennt, weiß, daß er bald wieder hinausziehen wird. Denn er ist vom Schicksal bestimmt, dem Herzen Asiens noch weitere Geheimnisse abzugewinnen. Gewiß hat Sven Hedin Glück gehabt auf seinen gefahrvollen Reisen. Aber Glück auf die Dauer hat eben nur der Tüchtige. So möge Sven Hedin noch lange in ungebrochener Tatkraft, zum Segen der geographischen Wissenschaft wirken.

*

„Mein Bruder Sven.“

Am 60. Geburtstage Sven Hedins wird ein biographisches Werk über den großen Asien-Forscher auf unser besonderes Verständnis rechnen können. Es nennt sich „Mein Bruder Sven“, ist von der Schwester des Forschers, Alma Hedin, nach Briefen und Erinnerungen verfaßt und mit zahlreichen Bildern geschmückt in dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen. Das Buch weicht von der üblichen Form der Lebenserzählung ab. Es gibt in frischem Wechsel zwischen Schilderungen und Briefen Sven Hedins ein lebendiges Bild von den Forschertaten und dem häuslichen Leben des großen Schweden.

Sven Hedin ist trotz seiner 60 Jahre noch ein rüstiger, arbeitskräftiger Mann. „Seinen alten Gewohnheiten treu“, so erzählt seine Schwester, „arbeitet er bis tief in die Nacht hinein, oder richtiger bis zum Morgen. Die Tage sind oft stark in Anspruch genommen. Die Sitzungen der Akademien nehmen ziemlich beträchtliche Zeit in Anspruch, und Besucher aller Art unterbrechen die Arbeit. Dem Gesellschaftsleben widmet er jetzt recht wenig Zeit, doch liebt er Geselligkeit, und ein charakteristischer Zug ist, daß er gewöhnlich der letzte ist, der ein Fest verläßt. Die größte Freude macht es ihm, in seinem Heim Freunde um sich zu sammeln; er pflegt dann seine Gäste mit Reden willkommen zu heißen, die gleich von Anfang an die rechte Stimmung schaffen. Die allergrößte Freude aber hat er an seiner Arbeit. Auf der langen Reise um die Erde gewann Sven seine Gesundheit und Spannkraft wieder, und wenn ich ihn jetzt sehe, kann ich es kaum glauben, daß es sein sechzigster Geburtstag ist. Neben seinen literarischen Plänen steht Asien nach wie vor lockend vor seinem Sinn. Alle die Jahre hindurch, während die Gewitter des Weltkrieges tobten und Reiche und Throne krachend zusammenstürzten, hat die Erinnerung an die Stille der Wüste seiner Seele Frieden und Ruhe geschenkt. Immer wieder hat er den Drang gefühlt, in die Einsamkeit zurückzukehren, und vielleicht folgt er noch einmal der mahnenden Stimme.“

Die ersten Pilger.

(Von unserem römischen Berichterstatter.)

Die D-Zugpilger sollen sich nur nicht einbilden, aller Prüfungen und Kasteiungen enthoben zu sein. Kaum aus der Bahnhofshalle getreten, stehen sie vor den kleinen Apenninen, einem Gebirgszug, den der Bädeker nicht verzeichnet. Daher sieht man die Fremden hilflos wie die Hühner vor der geschlossenen Türe hin- und herlaufen. Alle Wege führen nach Rom? Bei allen Heiligen, die vom Bahnhof auslaufenden Straßen offenbar nicht!

Ratlose Eulenbrillen. Verzweifeltes Winken nach Automobilen, die höhnisch hinter einer von Granaten aufgewühlten Höhe verschwinden. Entschlossener Vormarsch kriegsgewohnter Zeitgenossen, fünf Minuten später ebenso entschiedenes Klebenbleiben. Wild aufgebäumte Schienen, zertrümmerte Denkmäler, ein Brodem von Pech und Flammen. Dabei regnet es in Strömen, Schlammbäche stürzen die Hänge herunter und versperren die letzten Pässe. Hat denn niemand von dem gewaltigen Erdbeben gelesen, das Rom heimsuchte?

Hat der Pilger der roten Schnellzugspolster solchermaßen die erste Prüfung hinter sich, unter ortskundiger Führung zu seinem Hotel oder zur neuen Straßenbahnlinie der vier Basiliken sich durchgerungen, weiß er erst einmal, daß Kriegerdenkmal und Obelisk nur seinetwegen von dem Bahnhofplatz weggeschafft, nur zur Bequemlichkeit der Pilger Berg zu Tal gebracht wurde, ist er schließlich eingedrungen in die Weisheit der beschaulichen Philosophie des römischen Bürgers, die in der Gewißheit gipfelt, daß alle Stadtverschönerungen und Verkehrsverbesserungen bis zu Ostern beendet sein werden, und wenn nicht bis Ostern, so bis Pfingsten, sicherlich aber bis Weihnachten — dann hat er sich nur noch über wenige Erbsen im Schuh zu beklagen. Als da sind: die Teuerung, die nächtlichen Konzerte der Kikerikis auf den Dächern (als permanente Er-

scheinung an Stelle des historischen Gänsegeschnatters auf dem Kapitol eingeführt), der nicht immer erwünschte Besuch gewisser Gäste, von denen ja aber schon Wilhelm Busch singt, daß mancher in diesen Dingen eine glückliche Natur habe, und etwa noch der unvorschriftsmäßige Regen.

Ab und zu kommt es nämlich vor, daß auch in der ewigen Stadt ganz ordinäres Wasser vom Himmel herabfällt. Dann verschwinden alle die zauberhaften Bühnenbilder, die sich der Nordländer von dem „lachenden Rom" im „heiteren Süden" zu machen pflegt, in der Versenkung, und es taucht auf das andere Rom. Die Stadt des Schlamms, wie sich, es ist kaum zu glauben, der sonst so lammsgeduldige Quirite in der Zeitung entrüstet. Da überzieht eine gleichmäßig, aber dick aufgestrichene braune Sülze Weg und Steg, die Schaufenster werden, da der Fußgänger als Kotfänger einfach seiner Aufgabe nicht gewachsen ist, bis oben hinauf vollgespritzt, in den engeren Straßen und ausnahmslos in dem gesamten gehsteiglosen Gewinkel der Altstadt herrscht ein einziges quiekiges Brausebad. Dafür wird man freilich durch das verblüffend funktionierende, jedem Romkenner vertraute Phänomen entschädigt: zwei Regentropfen genügen, um die Straßenbahn zum Stillstand zu bringen, beim zehnten geht das elektrische Licht aus. Auch dann, wenn es nur in der Campagna regnet.

Dies also wäre der gerechte Ausgleich zwischen den Bevorzugten der Pilgerzüge auf Rädern und den Mühseligen der Pilgerzüge auf den Landstraßen. Da läßt der Himmel nicht mit sich markten. Und es ist rührend zu sehen, wie einträchtig triefend sich dann alles in den Kirchen zusammenfindet, Eulenbrille und Knotenstock, Kopftuch und Tropenhelm. Vielleicht ist das überhaupt das Schönste an den römischen Kirchen, diese Ausgleichung sozialer Gegensätze, diese familiäre Vereinigung aller Rassen und Völker. Da gibt es keine reichgeschnitzten Stühle vornehmer Patrizier, keine Kanzeln für hochmögende Träger äußerer Würden, keine Rangunterschiede in der Behandlung der Gäste. Nur für die verschiedenen Sprachen ist der Beichtstuhl ein anderer, nur das Weihwasserbecken scheidet Katholiken und Andersgläubige. Es kommen Heiden und Juden, Buddhisten und Sonnenanbeter, Mohammedaner, Freigeister, Verehrer von Brahma und Fetischen, und alle stehen Schulter an Schulter und Kopf an Kopf — denn es gibt überhaupt keine Stühle in den vier großen Basiliken. Deren Raum gewinnt daher an Weite und Wucht.

Das Kopf an Kopf und Schulter an Schulter will freilich cum grano salis verstanden sein. Jedesmal, wenn man in die Peterskirche kommt, erschüttert aufs Neue die Leere darinnen. Diese unfaßbare Leere im größten Tempel der Christenheit, von dem man annehmen möchte, er müsse trotz seiner gewaltigen Ausmaße Mühe haben, den täglichen Zustrom der Gläubigen aus der alten und der neuen Welt zu fassen. Mekka! Ist hier nicht das Mekka der Katholiken? Die Antwort, die von den pompösen Wänden hallt, daß man seine eigene Stimme fürchtet wie in einem leeren Zimmer, wird durch die Museumserscheinung der paar Besucher, die sich zwischen den mehr oder minder künstlerischen Grabdenkmälern der Päpste verlieren, in ihrem hohlen Klang noch verstärkt. Und sie lautet nicht viel anders in S. Maria Maggiore, der größten der über achtzig Marienkirchen Roms, die auch nach der wundersamen Legende Maria im Schnee heißt, nicht anders in der Paulskirche vor den Mauern und der Johanneskirche am Lateran.

Den vorgeschriebenen, sündenlösenden Pilgergang durch diese vier Kirchen zu erleichtern, hat die fürsorgliche Stadtverwaltung, die willig auf alle Anregungen des Vatikans eingeht, zwei besondere Linien eingerichtet, die 37 und 38. Wer es also eilig hat, kann für 2 Lire die ewige Stadt nach allen Himmelsrichtungen bis zu den entlegensten Punkten durchkreuzen. Bis jetzt aber sind diese Pilgerwagen die einzigen geblieben, an denen keine grappoli, die schrecklichen römischen Menschentrauben hängen, die fast täglich ihr Opfer fordern. Wenn auch die ersten Pilger schon im Dezember eintrafen, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und ein Sonderzug noch kein Anno Santo. Die berühmten Heuschreckenschwärme müssen erst noch kommen. Man erwartet sie nun für Ostern. Klopfenden Herzens, denn blieben sie aus — Mamma mia, welche Pleite! Ist doch aus jeder bescheidenen Dreizimmerwohnung eine Pension oder wenigstens eine Dependance geworden, stiegen doch die Preise in Erwartung des Goldregens sogar über den Valutastand hinaus. Das Kilo Fisch auf der meerumschlungenen Halbinsel dreißig Lire! Drei Lire das Brot, die Orangen, sauer und klein, nicht zu bezahlen. Was Wunder, wenn die großen Alberghi Tagespreise bis zu 300 Lire für angemessen hielten? Und jetzt kann man in den blitzsauberen, ad hoc geschaffenen Pensionen enttäuschter Privatunternehmer schon für 35 Lire leben.

Denn die ersten Pilger, die Ausländer und die einheimischen Bauern, kommen dort nicht hin. Die ersteren absolvieren ihr Sehenswürdigkeitenpensum einschließlich Unterkunft wie alle Jahre, die wahren Pilger aber schlüpfen in Klostern und irgendwelchen Massenquartieren unter. Die Fremden erledigen die Basiliken wie die Seufzerbrücke, die blaue Grotte auf Capri oder die Pyramiden, spiegeln die Deckengemälde herunter, werfen sich, das berühmte Säulenecho der Johanneskirche herauszufordern, allerhand originelle Redensarten zu:

Bonjour, mon ami, comment vous portez-vous? — Bien, et vous?

Do you love me? — O my Sweetheart!

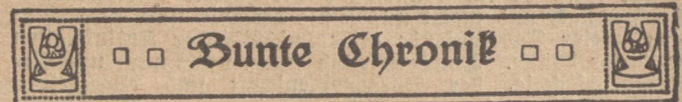
Na, wat sagen Se nu? — Einfach platt!

Die Landleute dagegen bekreuzigen sich einmal über das anderemal, können viertelstundenlang auf dem kalten Stein knien, fühlen sich hingetragen in eine bessere Welt auf den rosa Wolken eines himmlischen Chorgesanges. Dann singen sie selber auf Anleitung ihres Führers, ergreifend schlicht klingt es in all dem Prunk. Und bevor sie Sankt Peter verlassen, küssen sie den Fuß seines bronzenen Standbildes, der unter dem inbrünstigen Hauch unzähliger Lippen im Laufe der Jahre schon bis auf die Zehenwurzeln eingeschrumpft ist.

Ob sie nun, verfolgt von Postkarten- und Mosaikenhändlern, mit einem rotgebundenen oder einem in sieben Sprachen schwätzenden Führer kommen, ob sie nur die Führung ihres Herzens kennen, für alle bedeutet der Empfang beim Papste den Höhepunkt, den feierlichen Abschluß der Romfahrt. Und der Heilige Vater darf in diesem Segensjahre keine Müdigkeit kennen. In dem Augenblick, wo der Fischerring aufblitzt, sei es in Privatgemächern, im großen Empfangssaal oder drunten im S. Damaso-Hofe, ist seine erhabene Gestalt Brennpunkt kritischer Blicke. Jeder will sich eine persönliche Meinung über den Statthalter Christi bilden, jeder sie dem andern bekannt geben. Das hält Paderewski nicht anders wie Jackie Coogan, der große Staatsmann genau so wie Herr Lehmann. Schon der Februar aber bringt 153 Sonderzüge. . . .

Übrigens hat der Regen schon wieder aufgehört. Die Mimosa blüht und betäubend duften die Narzissen an der Via Appia wie an der Spanischen Treppe.

Gustav W. Eberlein (Rom).



Bunte Chronik

* **Mit 200 Wellen über den Ozean!** Der Funkverkehr hat das Bestreben, mit immer größeren Energien und immer größeren Wellenlängen zu arbeiten. Die größten Wellenlängen, die bisher verwendet worden sind, werden im Verkehr zwischen Europa und Amerika gebraucht. Sie betragen 18 Kilometer. Da die Entfernung zwischen Europa und Amerika je nach der Lage der Funkstationen 3000 bis 4000 Kilometer beträgt, kommt man mit 200 Wellen über den Atlantischen Ozean. Man erstrebt jedoch noch größere Wellenlängen. Während die in Nauen aufgewendete Energie 400 Kilowatt beträgt, wird die neue Funkstation in Bayern, Herzogstand, 1000 Kilowatt verwenden. Die Wellenlänge wird sich dementsprechend steigern.

*

* **Darf ich um Feuer bitten?** Der echte Raucher wird diese Frage kaum stellen, denn er vergißt eher sein Portemonnaie oder den Hausschlüssel als sein Feuerzeug. Indessen ist die Sitte des Feuerleihens weder eine Begleiterscheinung unserer Tabak rauchenden Zeit, noch eine solche der Gewohnheit, Streichhölzer mit sich zu führen. Das Feuerentleihen ist uralt. Wie der Kulturhistoriker Prof. Weule in seiner Schrift „Die Kultur der Kulturlosen" nachweist, war es schon bei den Griechen eine alte Pflicht, dem darum Bittenden Feuer zu geben. Cicero verlangt in einer Rede, daß man auch dem Unbekannten Feuer geben solle, Plautus dehnte diese Pflicht sogar auf den Feind aus und im alten Rom war es eine empfindliche Strafe, vom Bezug des Feuers ausgeschlossen zu sein. Freilich handelte es sich hierbei nicht um das Feuer für eine Zigarre oder für die Pfeife, sondern um das Herdfeuer. Aber auch heute noch wird die Bitte um Feuer, sei es nun für den Herd oder nur für eine Zigarette, von niemandem ausgeschlagen werden. Das Feuerleihen ist ein uraltes Entgegenkommen, ein Brauch, der ebensowenig aussterben wird wie die Sitte des Tabakrauchens.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H.